

«Der Fall von Odessa wäre ein zivilisatorisches Scheitern»

Ukrainekrieg Odessa sei nicht nur eine ukrainische Stadt, sagt der Historiker Boris Belge. Viele Menschen in aller Welt haben einen Bezug zur Hafenmetropole. Die Absurdität von Russlands Krieg zeigt sich dort besonders: Noch vor einigen Jahren war das russischsprachige Odessa skeptisch gegenüber Kiew. Nun sprechen Belges Freunde ukrainisch – als Bekenntnis.

Interview: Tobias Graden

Boris Belge, was ist Ihnen durch den Kopf gegangen, als Sie am 24. Februar vom Angriff Russlands auf die Ukraine erfahren haben?

Boris Belge: Ich habe schon zuvor kaum mehr daran geglaubt, dass es einen Weg für Putin und für Russland geben wird ohne die Invasion. Aber als ich am Morgen des 24. Februar dann die Bilder der ersten Bombardierungen gesehen habe, war ich doch fassungslos und auch ratlos. Das einzige, was mir sofort klar war: In Osteuropa haben sich die Dinge auf eine Weise geändert, wie das während Jahrzehnten nicht mehr der Fall war.

Aus westlicher Sicht scheint dieser russische Angriffskrieg komplett irrational – ein siegreicher Ausgang für Russland scheint keineswegs sicher, und das Land schwächt sich damit selber. Sehen Sie aus russischer Sicht einen vernünftigen Kriegsgrund?

Es gibt einen vernünftigen Grund, wenn man das so nennen will: Putins Machterhalt und jenen der Elite. In dieser Logik macht die Invasion durchaus Sinn. Denn sie erzeugt einen Druck in die russische Gesellschaft hinein, sich hinter dem Führer zu versammeln. Sie erstickt Opposition noch stärker im Keim. Und sie war vermutlich von der Erfahrung der Annexion der Krim 2014 geprägt, man nahm wohl an, dass eine neue Welle der Führerbegeisterung und des Patriotismus ausgelöst werden würde. Das hat sich im Grossen und Ganzen bewahrt, allerdings ist die Geschichte 2022 eine ganz andere als 2014, schon nur, weil der Konflikt nun viel länger dauert.

Der Machterhalt gegen innen, die Festigung des Regimes – das wäre doch auch ohne diesen Krieg möglich?

In den letzten Jahren sind Putin und seine Elite zunehmend an ihre Grenzen gestossen, was ihre Mobilisierungsmöglichkeiten und die Frage des Zusammenhalts anging. Da spielten auch harte ökonomische Fakten eine Rolle: Die Sozialversicherungssysteme sind zunehmend in Schwierigkeiten geraten, so dass die loyalsten Schichten der russischen Gesellschaft – die Pensionärinnen und Pensionäre – massive Einbussen zu ertragen hatten. Auch die Nachfragefrage ist bislang ungeklärt. Man hat also gemerkt: Es gibt eine gewisse Unsicherheit. Aus dieser Logik heraus war es möglich zu sagen, der Krieg gegen die Ukraine sei als grosses gemeinsames Projekt eine rationale Wahl. Das ist ein klassisches diktatorisches Vorgehen.

Russlands Präsident Wladimir Putin hat in der Vergangenheit immer wieder den Anspruch auf die Ukraine bekräftigt und ihn historisch begründet. Was ist davon zu halten?

Dieser Appell an das geschichtliche Bewusstsein, dieses Gerede von der 1000-jährigen gemeinsamen Geschichte, aus-

gehend von der Kiewer Rus, all dies habe ich für ein Mittel zum Zweck gehalten. Ich war dann sehr überrascht zu sehen, wie Putin dieses Geschichtsverständnis verinnerlicht hat und wie sehr er trotz aller ökonomischer Verluste, die dies mit sich bringt, sich in einer Reihe mit den grossen Führern Russlands sieht und sich so inszeniert. Die Geschichte – oder was er darunter versteht – ist für ihn eine grosse motivierende Kraft.

Es ist eine sehr selektive Version von Geschichte, die Putin braucht. Was halten Sie als Historiker davon?

Das merkwürdige – um nicht zu sagen: perfide – ist, dass sich Putin als professioneller Historiker geriert. Er hat in den letzten beiden Jahren zwei Aufsätze geschrieben, die er im Stil einer wissenschaftlichen Arbeit verfasst haben will. Mit diesen Aufsätzen, in denen er die unverbrüchliche Verbundenheit des ukrainischen und des russischen Volkes zu erklären versucht, ist er an mehrere deutschsprachige Lehrstühle für russische Geschichte herangetreten und hat ihnen seinen «wissenschaftlichen Beitrag» vorgelegt. Wenn man diese Schriften aber aus professioneller Sicht betrachtet, sind es hochgradig selektive, um nicht zu sagen mutwillige Verzerrungen der Geschichte, die einzelne Fakten auf Linie bringen, aber der Komplexität und Heterogenität vor allem der ukrainischen Geschichte überhaupt nicht gerecht werden. Diese Schriften haben ein ganz starkes geschichtspolitisches Moment, das ist offensichtlich.

Sie befassen sich in Ihrer Arbeit nicht zuletzt mit der Hafenstadt Odessa. Woher rührt Ihr Interesse an ihr?

Ich glaube, dass man das russländische Imperium im 19. Jahrhundert – das viel grösser als das heutige Russland und eine Grossmacht der Geschichte war – nicht verstehen kann ohne Odessa. Manche sagen gar: Die Geschichte des 19. Jahrhunderts spielt zu einem grossen Teil in Odessa, sie zeigt sich dort wie unter einem Brennglas. Es ist eine Stadt, von der aus Russland und der damals ukrainische Teil des russischen Imperiums zur Globalisierung aufgebrochen ist. Odessa blieb auch von den kriegerischen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts nicht verschont. Odessa war eine Boomtown, eine kosmopolitische Stadt, in der Menschen aus verschiedenen Teilen der Welt zusammengetroffen sind. Odessa hat viele Probleme, welche die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigten – Nationalismus, Antisemitismus, soziale Spannungen – in den 1880er- und 1890er-Jahren vorweggenommen. Und es hat seine Spuren im kulturellen Gedächtnis hinterlassen, denn Sie nur an die Szene mit dem Kinderwagen, der davonrollt, im Film «Panzerkreuzer Potemkin» von Sergej Eisenstein.

Im Krieg gilt die Einnahme von Odessa als wichtiges strategisches Ziel für

«Putins Schriften sind hochgradig selektive, um nicht zu sagen mutwillige Verzerrungen der Geschichte.»

Russland. Welche Folgen für die Ukraine und den weiteren Kriegsverlauf hätte es, wenn dies gelänge?

Das wage ich mir gar nicht auszumalen ... Der Zugang zum Meer wäre verloren. Das hätte katastrophale Konsequenzen für die ukrainische Wirtschaft, die zu grossen Teilen auf dem Anbau von Agrarprodukten fusst. Die Ukraine wäre ein grundsätzlich anderes Land. Und: Man sieht jetzt schon in Mariupol und Cherson, welche Folgen unter russischer Besatzung drohen. Die Weltgemeinschaft sollte alles daransetzen, Odessa in ukrainischer Hand zu belassen. Hinzu kommt, dass andernfalls eine Landbrücke nach Transnistrien geschlagen wäre, zum eingefrorenen Konflikt in Moldawien. Eine Katastrophe wäre es auch auf kultureller Ebene: Zu Odessa haben ganz verschiedene Gruppen und Nationen einen Bezug. Odessa ist nicht nur eine ukrainische Stadt. Es ist auch ein russländischer Sehnsuchtsort, an dem grosse Künstler gewirkt haben. Für Europa wäre es ein zivilisatorisches Scheitern, wenn Odessa an Russland fiele.

Es würde sozusagen ein Stück Europa abbrechen?

Ja. Meine zweckoptimistische Hoffnung ist, dass dies der Grund ist, dass Odessa bislang sehr schweren Bombardierungen entgangen ist. Die Stadt wird jedoch durchaus angegriffen, sie steht unter wahnsinnigem Druck. Doch für eine flächendeckende Zerstörung hat die russische Armee mittlerweile offenbar gar nicht mehr die Kraft.

Odessa war eine der Heldenstädte der Sowjetunion. Ist Putins Anspruch auf Odessa auf symbolischer Ebene auch dadurch zu erklären?

Kiew ist auch eine dieser Heldenstädte, und dies hat das Massaker von Butscha auch nicht verhindert ... Am 9. Mai dieses Jahres (für Russland ist dies der Tag des Sieges im Grossen Vaterländischen Krieg, als dem Zweiten Weltkrieg, Anm. d. Red.) hat Putin Blumen am Denkmal für die Heldenstadt Odessa in Moskau niedergelegt. Am gleichen Tag hat die

russische Armee mehrere Raketen auf Odessa abgefeuert. Wie viel Zynismus kann man denn noch aufbringen? Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg ist eine ganz vertrackte, denn es steckt ja die Idee dahinter, dass die russische Armee in der Ukraine jetzt das leistet, was die Rote Armee im Zweiten Weltkrieg geleistet hat: Die «Entnazifizierung» und das Zurückführen der Ukraine ins Imperium. Überhaupt ist dieser Status der Heldenstadt eher ein Problem für Odessa.

Warum?

2014 kam es zu Zusammenstössen zwischen Nationalisten und prorussischen Kräften, bei denen in einem Gewerkschaftshaus 42 Menschen verbrannten. Diese Tragödie wird von Russland propagandistisch ausgeschlachtet, sie gilt als Beleg für den «Genozid» an der russischsprachigen Bevölkerung in der Ukraine. Das halte ich für unangebracht, wengleich zu kritisieren ist, dass der Vorfall bis heute ungeklärt ist. Doch in der Logik Putins muss Odessa also erst recht «befreit» werden.

Sie schreiben, Odessa habe sich bei der Staatsgründung der Ukraine in den 90er-Jahren kaum als ukrainisch empfunden, und noch bei der Orange Revolution 2004 sei ein Grossteil der Bevölkerung pro-russisch eingestellt gewesen. Doch 2014 verwahrte sich diese gegen Putins Projekt von «Noworossija». Die Menschen wideretzten sich einer Vereinnahmung durch die russische Propaganda. Wie kam es zu dem Wandel?

Vielleicht hat niemand die Ukrainisierung Odessas so sehr vorangetrieben wie Wladimir Putin. Odessa war während der gesamten Sowjetzeit kaum ukrainischsprachig. Das rührt auch aus der Zeit des Imperiums im 19. Jahrhundert her, als viele ethnische Russen in Odessa lebten. Die Frage war, was in den 90er-Jahren passieren würde, wenn nun Kiew das Sagen haben würde. Dagegen gab es in Odessa durchaus grössere Vorbehalte, was auch mit dem eigenen regionalen Stolz zu tun hatte. Virulent wurde dieses Thema mit der Frage des Sprachgebrauchs: Strassenschilder wurden nun auf Ukrainisch angeschrieben, doch die Bevölkerung behielt oft ihren russischen Sprachgebrauch bei. Dieses Bekenntnis zur russischen Sprache hat aber nichts mit einem Bekenntnis zur Zugehörigkeit zu Russland zu tun. Putin hat in seiner Logik aber argumentiert, man müsse die russischsprachige Bevölkerung in der Ukraine «beschützen» und damit den Ausbruch des Kriegs im Jahr 2014 legitimiert. Im Süden der Ukraine sprachen sich dann rasch grosse Teile der Bevölkerung für die Zugehörigkeit zur Ukraine und gegen eine russische Invasion aus. Allerspätestens mit dem Ausbruch des jetzigen Krieges ist das Pendel komplett zugunsten einer unabhängigen Ukraine umgeschlagen. Viele meiner russischsprachigen Freunde und Bekannten in Odessa haben jetzt angefangen, ukrai-



Boris Belge: «Wir haben eine Verantwortung gegenüber den Menschen in der Ukraine.» vzw

nisch zu sprechen, weil sie so ein Bekenntnis zur Ukraine abgeben wollen.

Sie beschreiben Odessa wegen seiner kosmopolitischen Vergangenheit als nostalgischen Sehnsuchtsort, als kulturelles Faszinosum, das auch in der Sowjetzeit als solches gepflegt wurde. Merkt man davon heute noch etwas, und wie ist die reale Stimmung in der Stadt heute?

Die Antwort darauf fällt jetzt natürlich anders aus als noch vor einem Jahr. Man hat der Stadt aber auch in den letzten Jahren angemerkt, dass sie sehr stark von der Erinnerung ans 19. Jahrhundert lebt. Es gibt den historischen Stadtkern, die alten Bauten, die Museen, die Kultur – die Vergangenheit ist auf eine gegenwärtige Weise präsent und wird natürlich auch touristisch genutzt. Es gibt aber auch eine sichtbare schmerzliche Lücke, einen Phantomschmerz: Das jüdische Leben ist nach dem Holocaust im Zweiten Weltkrieg fast gänzlich verschwunden und erst in den letzten Jahren wieder ein bisschen in Gang gekom-

men. Das führt dazu, dass es viele Odessas gibt an mehreren Orten der Welt: Es gibt viele Odessa-stämmige Juden in Israel, aber auch eine grosse Community in Brighton Beach in New York.

Und wie ist die Stimmung in der Stadt jetzt angesichts des Kriegs?

Es geht gerne vergessen, dass Odessa seit vielen Wochen auch eine Frontstadt ist. Es vergeht kein Tag ohne Luftalarm und ohne russische Raketenangriffe. Es gibt jetzt einen Raketen-Schutzschirm, aber auch nicht alle Geschosse abfangen kann. Alle zwei, drei Tage gibt es darum Einschläge. Die Bevölkerung steht unter wahnsinnigem Stress. Man merkt die Müdigkeit und Erschöpfung, sie nimmt von Woche zu Woche zu. Gerade darum sind viele Menschen aus Odessa weggezogen, wenn sie es sich leisten konnten. Gleichzeitig flüchten Menschen aus Mkolajiw nach Odessa, weil es dort vergleichsweise ruhiger ist. Das verändert die Stadt. Insgesamt verschwinden und erst in den letzten Jahren wieder ein bisschen in Gang gekom-

men und auch ein normales Leben zu leben. Eine direkte Invasion durch die russische Armee scheint derzeit wenig wahrscheinlich, aber ebenso unwahrscheinlich scheint auch, dass die Ukraine die russischen Streitkräfte so zu rückdrängen könnte, dass Odessa ein sicherer Ort wird. Es steht noch mindestens ein furchtbarer Winter bevor.

Odessa ist vor allem für die Abwicklung des Getreidehandels von eminenter Wichtigkeit. Die Russen haben den Hafen lange blockiert, nun aber ist die Getreideaufuhr wieder möglich. Ist die Aufhebung der Blockade nur ein taktischer Zwischenschritt Moskau?

Wichtig ist der Fakt, dass Russland am Tag nach der Unterzeichnung des Abkommens zur Getreideausfuhr den Hafen von Odessa bombardiert hat. Wenige Tage später wurde ein führender Getreidehändler in Mkolajiw gezielt ermordet. Diese Informationen sind gleich relevant wie jene zur erfolgreichen Verschiffung von Getreide.

Wie meinen Sie das?

Moskau zeigt damit: Russland hat das Ruder in der Hand und kann jederzeit eskalieren oder deeskalieren. Moskau entscheidet, ob Getreide aus dem Hafen von Odessa hinauskommt oder nicht. Es fühlt sich nicht gebunden an das Abkommen. Es ist wichtig zu verstehen, dass unsichere Zustände für Putin am besten sind. So hat er alle Hebel in der Hand. Letzten Endes geht es darum – das hat eine russische Propagandistin am Fernsehen auch klipp und klar gesagt –, die Kompetenz zu haben, die Welt hungern und frieren zu lassen. Diese Kompetenz erweitert die eigenen Möglichkeiten dramatisch.

Mit welchem weiteren Kriegsverlauf rechnen Sie?

Momentan sieht es so aus, dass die russische Armee keine Ressourcen mehr hat für grössere Aktionen. Die ukrainische Armee hat durch die westlichen Waffen die Möglichkeit erhalten, die Russen auf Distanz zu halten, besitzt aber nicht die Ressourcen für signifikante Gegenoffensiven. So bleibt die

«Ende des Zweiten Weltkriegs dachte man auch, es sei unmöglich, dass Deutschland und Frankreich in Frieden leben können.»

fürchterliche Schlussfolgerung, dass sich vermutlich beide Kriegsparteien in einem Dauerzustand einrichten müssen. Russland dürfte versuchen, den Hebel des Gases zu nutzen, so lange Europa noch abhängig ist. Es wird ein langer, schrecklicher Winter für die Ukraine werden. Wie die Situation im nächsten Jahr aussieht, wenn das Gas-Geld nicht mehr nach Russland fliessen, vermag ich nicht zu sagen. Strategen auf beiden Seiten rechnen aber damit, dass auch im nächsten Frühjahr und Sommer noch Krieg sein wird.

Selenski sagt, eine Verhandlungslösung gebe es erst, wenn Russland alle besetzten Gebiete samt Krim wieder abgeben habe. Ist das realistisch?

Aus der Perspektive Selenskis ist dies eine notwendige und rationale Aussage. Es ist völlig klar, dass derzeit weite Teile der Ukraine völkerrechtswidrig besetzt sind. Daraus folgt automatisch, wie wahnsinnig kompliziert eine Verhandlungslösung wäre, die mit der zunehmenden Brutalisierung des Kriegs ohnehin immer schwieriger wird. Der Westen hat die Verantwortung, die Ukraine in die bestmögliche Verhandlungsposition zu bringen. Zu einer endgültigen Lösung wird es in den nächsten Jahren vermutlich ohnehin nicht kommen, denkbar ist ein eingefrorener Konflikt. Bloss haben die Jahre nach 2014 gezeigt, dass dies keine dauerhafte Lösung ist.

Halten Sie als Historiker überhaupt je einen stabilen Frieden und eine friedliche Koexistenz von Russland und der Ukraine für möglich – oder ist nicht ohnehin die Wiederherstellung der «dreieinigigen Nation» mit Russland, Belarus und der Ukraine ein Ziel, das Russland auch nach Putin weiterverfolgen wird?

Die Geschichte zeigt: Versöhnung ist immer möglich. Hätte man Ende des Zweiten Weltkriegs gefragt, ob Deutschland und Frankreich jemals in Frieden leben können, hätte man wohl auch gesagt, das sei nie möglich. Doch genau das ist eingetreten. Gleichzeitig hätte man sich Ende damals auch nicht vorstellen können, wie diese Versöhnung aussehen soll. Eine ähnliche Situation haben wir jetzt auch. Es liegt nahe zu vermuten, dass auch ein anderer russischer Führer die gleichen Ziele hätte wie Putin, dazu ist die Idee, die Ukraine sei ein Teil Russlands, zu tief verankert. Gerade darum braucht Russland jetzt die Erfahrung, diesen Krieg zu verlieren.

Warum?

Solche Erfahrungen der Niederlage wie im Krim-Krieg im 19. Jahrhundert oder im russisch-japanischen Krieg anfangs des 20. Jahrhunderts haben in der russischen Geschichte immer wieder zu dramatischen Veränderungen geführt. Das scheint mir eine der Möglichkeiten, wie sich das Verhältnis zwischen Russland und der Ukraine verändern könnte. Die Zukunft ist immer offen. Doch bei aller Konzentration darauf, wie Moskau denkt, was es will und wie die Zukunft aussehen wird, sollten wir nicht vergessen, was jetzt gerade passiert. Es braucht Aufmerksamkeit für das aktuelle Leid, wir müssen mit wachem Blick auf die jetzige Situation schauen und ob der Analyse die Menschlichkeit nicht vergessen. Wir haben eine Verantwortung gegenüber den Menschen in der Ukraine und sollten nicht über deren Köpfe hinweg bestimmen.